Christoph Martin Wieland, eine Skizze.

Von **Thomas H. Jappe**, Union Hill, N. J.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Wenn wir in der neuern Weltliteratur von Klassikern sprechen, so verstehen wir darunter im allgemeinen die bedeutendsten Schriftsteller der literarischen Blüteperiode einer jeden Nation. Fragt man aber genauer nach, was denn der Ausdruck klassisch eigentlich bedeuten solle, und worauf er sich beziehe, also auf Form, oder Inhalt, oder beides, oder auf den mehr oder weniger dauernden Einfluss eines jeden Autors ohne Rücksicht auf absolute Vollendung seiner Werke, auf seine Gesinnung und Richtung, so erhält man meistens höchst verworrene Antworten. Und das ist nur zu leicht erklärlich, da die Ansichten der Kritiker bezüglich der oben genannten Momente bei der Mehrzahl der Autoren so weit auseinandergehen, dass der literarisch nicht Vorgebildete verwirrt werden muss. Um so leichter passiert dies, als bei strenger Anwendung der landläufigen Definition z. B. in der deutschen Literatur nur eine sehr geringe Zahl von Schriftstellern den Namen Klassiker verdienen würden. Selbst Goethe, der grösste der Grossen, ermangelt auf dem Gebiet des Dramas, und eigentlich auch des Romans, des Ruhmes, den er vor dem göttergleichen modernen Kritiker haben sollte.

Was nun die Heroen unsrer Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts anlangt, so hat man da gelegentlich Vorklassiker von Klassikern unterschieden. Diese Unterscheidung halte ich, wenn auf Klopstock oder Lessing oder Wieland oder gar Herder angewendet, für absolut lächerlich; denn dann wären Goethe und Schiller die einzigen Klassiker, da unter allen ihren Zeitgenossen kein einziger ist, der sich, alles in allem genommen, mit irgend einem unter jenen vier an Bedeutung und Wirkung messen könnte, so viele Schwächen sie auch haben mögen. Ich verwerfe also die Unterscheidung von Klassikern und Vorklassikern innerhalb der Zeit von 1748 bis 1832 unbedingt. Die bedeutenderen Geister der Zeit von 1700 bis 1748 dagegen, also z. B. Hagedorn und Haller, Bodmer und Breitinger, sowie Gottsched und Gellert, möchten sehr passend als Vorklassiker bezeichnet werden, insofern sie einer bessern Zeit, sagen wir der besten Zeit, unserer Literatur vorarbeiteten.

Mit dem Jahre 1748, dem Erscheinen der drei ersten Gesänge von Klopstocks Messias, ist die klassische Zeit da; Klopstock ist sofort der berühmteste Dichter der Nation und bleibt berühmt, wenn auch nicht wegen seines rasch veraltenden Epos, doch wegen seiner trefflichen Oden, bis in die neuste Zeit. — Ihm folgt innerhalb eines Jahrzehnts als zweiter grosser Stern am literarischen Himmel Lessing, dessen Miss Sara Sampson (1755) und Literaturbriefe (1759—65) den ersten Kritiker und Dramatiker Deutschlands einführen. — Wiederum innerhalb eines Jahrzehnts ist Wieland durch seinen Agathon und die Musarion zum berühmten Manne geworden. — Abermals ein knappes Jahrzehnt, und das Doppelgestirn von Herder und Goethe erscheint neben den vorigen; auch Bürger hat bereits einen Namen als Dichter der Lenore. — Abermals ein Jahrzehnt, und

Schiller gesellt sich mit seinen Jugenddramen, seinen philosophischen und historischen Schriften und Gedichten den mit alleiniger Ausnahme Lessings noch fortlebenden Grössen zu. Und dies zu einer Zeit, die noch ganz unter der Wirkung der grossen Werke Lessings und Wielands steht, während Herders „Ideen", in ihrer Art bis dahin einzig, und also sicher klassisch, gerade zu wirken anfangen.

Während nun den meisten dieser grossen Dichter und Denker gemeiniglich ein fast zu unbedingtes Lob gespendet wird, ja selbst Bürger und andern ähnlichen Grössen zweiten Ranges, muss Wieland als eine Art Sündenbock herhalten, und ihm, der nun einmal nicht für höhere Töchterschulen geschrieben hat, wird alles mögliche schuldgegeben. Weil er einmal auf dem dramatischen Gebiet ein paar Jugendsünden begangen hat, zeiht man ihn des Plagiats; weil er die von ihm selbst später in nicht misszuverstehender Weise verdammten Komischen Erzählungen geschrieben, die übrigens keineswegs alle gleich schlimm sind, zeiht man ihn der Unmoral. Sein ganzes Leben und seine für seine Klassizität allein in Betracht kommenden besten Werke zeigen, dass weder das eine noch das andere gerecht ist. Ich will versuchen, dies in wenigem an der Hand seiner Biographie zu beweisen; dabei ist es selbstredend nicht möglich, in alle Einzelheiten einzugehen, oder gar jede hier aufgestellte Behauptung aktenmässig zu belegen. Dazu gehörte ein grösseres Werk, etwa wie das von Löbell.

Wer sich selbst ein Urteil bilden will, muss eben Wielands Hauptwerke lesen, (am besten in der Auswahl von Muncker, 6 Bde., 1890), sowie die zeitgenössische und spätere Literatur über ihn einsehen, desgleichen seinen Briefwechsel, speziell mit Gleim und Jacobi. Ein abschliessendes Werk, eine gute, auf der Höhe gegenwärtiger literarischer Kritik stehende Monographie über Wieland scheint immer noch zu fehlen, obgleich schon Scherer in seiner Literaturgeschichte, 1884, sagte, sie sei von Bernh. Seuffert zu erwarten.

Natürlich habe ich nicht alle Schriften Wielands gelesen, die beispielsweise in der Hempelschen Ausgabe 40 Bände füllen. Musarion, Abderiten, Oberon, Spiegel der Könige von Scheschian, einige der Komischen Erzählungen, sowie Teile des Agathon und Aristipp, das ist so ziemlich alles; und soweit ich jezt urteilen kann, ist es völlig genug. Ich schliesse das daraus, dass ich meine auf Grund genannter Lektüre gewonnene Ansicht in vielen der besten Literaturgeschichten bestätigt gefunden habe. Gleichwohl ist nirgends eine klare und konzise Angabe aller der Punkte zu finden, die zu seinen Gunsten angeführt werden können, und welche schon einzeln, ganz bestimmt aber in ihrer Totalität ihn zum Klassiker stempeln.

Christoph Martin Wieland, geboren den 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach im württembergischen Donaukreis, war von früher Jugend ein aufgewecktes Kind, das sein eben so frommer wie unpädagogischer Vater vom dritten Jahre an unterrichtete. Ähnlich ging es dem Popularphilosophen Mendelssohn, der dabei verkrüppelte. Es zeugt für seine ausgezeichnete natürliche Anlage, dass künstliche Frühreife und religiöse Schwärmerei sein Genie nicht definitiv ruinierten. Wie die Dinge lagen, hat er auf der Schule zu Klosterbergen (1746—49), in Erfurt (1749—50), in Tübingen als Studiosus juris (1750—52), in Zürich (1752—58) und bis fast zum Ende des Aufenthalts in Bern (1758—60), also an die 14 Jahre, schwere geistige Kämpfe und Schwankungen durchgemacht, bis er endlich aus der Unklarheit und Verworrenheit, der Folge falscher Erziehung, sich zur Selbsterkenntnis und zu dem rationellen Endämonismus durcharbeitete, der ihm für den Rest seines Lebens blieb, und der ihm eigentümlich ist. Was ihn vor Einseitigkeit und Borniertheit rettete, war besonders seine alles verschlingende Lesewut, der ein ausgezeichnetes Gedächtnis zur Seite stand. Denn so nahm er fast

zu gleicher Zeit Eindrücke von ganz entgegengesetzten Standpunkten und darum ganz verschiedener Wirkung in sich auf, die natürlich in ihm kämpften und ihn zu Zeiten recht unglücklich machten. Ein weniger starker Geist, ein weniger grundgesundes Naturell, als Wieland besass, wäre dabei wahrscheinlich verkommen. (Vergl. Schillers Urteil in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung.)

Dass Jugendwerke, in solchem Zustande des geistigen Kämpfens und Schwankens geschrieben, ohne jeden dauernden Wert sind, bedarf des Hinweises kaum. Für ihn allerdings hatten sie den Wert geistiger Klärungsversuche und poetischer wie prosaischer Vorübungen, ohne die wir den spätern Meister der Sprache schwerlich hätten. Dass anderseits eine solche Jugend nicht ganz ohne üble Folgen bleiben konnte, ist eben so einleuchtend.

Von Bern kam er 1760 als Kanzleidirektor nach Biberach zurück, und damit beginnt nach der allgemein verbreiteten Ansicht seine Umkehr zu mehr weltlichen Ansichten. Das ist nicht ganz richtig. Die Umkehr vollzog sich sehr allmählich. Wir finden die ersten Anzeichen davon schon 1756 ;und 1758 erkannte sie Lessing aus der übrigens wertlosen, weil ganz unselbständigen Tragödie Johanna Gray. Als er aber 1760 Bern verliess, war wenig oder nichts mehr in ihm von dem religiösen Schwärmer, der Uz und die Anakreontiker verdammt, dagegen Klopstock als sein Ideal vergöttert und nachgeahmt hatte; der nur platonische Liebe gelten liess und vor Bodmers Magd Reissaus nahm. Freilich den weltmännischen Schliff, Klarheit über das für ihn wichtigste und darum von ihm zu addressierende Publikum, Welt-, Menschen- und Geschäfts- sowie politische Kenntnis gewann er erst in der Zeit von 1760 bis 1765 resp. 69. Besonders förderlich war für ihn der Umgang mit dem Grafen Stadion und dessen Hause. Zugleich brachte ihm als Dichter und Schriftsteller die höchst verdienstliche Übersetzung von nicht weniger als 20 der 37 Dramen Shakespears den grössten Nutzen. (Vgl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 15. Stück, p. 122 ff. der Hempelschen Ausgabe.) Es ist mir gar nicht zweifelhaft, dass ohne den bei solcher intimen Beschäftigung mit dem grossen Engländer ganz unvermeidlichen Einfluss desselben Wielands Werke von 1765 bis 1776, wo der Einfluss Goethes beginnt, nicht die Frische und Kraft haben würden, die ihnen innewohnt. Denn der von Wieland eingenommene, erst nach harten Kämpfen und langer Unklarheit über sich selbst gewonnene Standpunkt, seine ganze seit seiner Verheiratung im Herbst 1765 feststehende Lebensanschauung, war als Unterlage für Dichtungen nicht günstig; sie war nicht so entschieden, so kraftvoll, dass nicht Gefahr war, seine Dichtungen möchten sich als Milch und Wasser, ja vielleicht bloss als Zuckerwasser charakterisieren. Auch so muss zugegeben werden, dass die Anmut der Sprache des Dichters nicht immer mit entsprechender Kraft gepaart ist. Daher in Xenion 76 seine Bezeichnung als „die zierliche Jungfrau von Weimar", eine halb schmeichelnde, halb boshafte Kritik, die vermutlich von Schiller stammt.

Im Jahre 1759, wie aus einem Briefe erhellt, war es Wieland klar geworden, wie sehr er sich verrannt hatte, und damit beginnt eine Zeit der Reaktion, des öftern Verfallens ins gerade entgegengesetzte Extrem, die bis 1771 reicht. Die „Komischen Erzählungen," die natürlich im ganzen als verwerflich und für junge, erregbare Gemüter als verderblich, mindestens gefährlich bezeichnet werden müssen, sind, ich möchte sagen, ein Mittel für Wieland, sich in der damaligen eleganten Welt einzuführen. Diese war an französische, z. T. noch mehr gepfefferte Kost gewöhnt und dachte garnicht daran, ihn dieser ihr willkommenen Lektüre wegen der Unmoral zu zeihen, wenn es auch zu seinem Ärger einige Kritiker taten. Im Ge-

genteil, Wielands Schriften wurden trotz der ausländischen Konkurrenz förmlich verschlungen, ohne dass die betreffenden Kreise dadurch merklich schlechter geworden wären. Zugleich wurden sie seit langer Zeit zum ersten Male wieder angeregt, sich für deutsche Literatur zu interessieren, ein Gewinn, der den vermeintlich angerichteten Schaden weit überwiegt. Wenn man übrigens alle Leute, die sich, ich will nicht sagen gewohnheitsmässig, aber doch gelegentlich an solchen Geschichten, sie lesend oder hörend, amüsieren, für unmoralisch erklären wollte, so würden selbst die meisten Insassen der Pensionate, Internate, Klöster und Kabinette dem Verdammungsurteil verfallen. Und wie steht es denn z. B. mit Goethes „Erzählungen der Ausgewanderten" und andern seiner Sachen? Die sind wahrlich auch keine Lektüre für die heranwachsende Jugend! Wäre aber Goethe deswegen als unmoralisch zu bezeichnen, so befände sich Wieland in recht guter Gesellschaft. Wieland hat nebenbei zum Überflusse später selbst gesagt, dass ihm zur Zeit der Abfassung jener Geschmacksverwirrungen garnicht der Gedanke gekommen sei, sie könnten Unreifen in die Hände fallen. Er war nie der Ansicht, dass er damit Jugendlektüre geliefert habe, wollte daher auch seine Töchter das nicht lesen lassen, bis sie verheiratet wären.

Nehmen wir nun dazu, dass Wieland ein musterhafter Gatte und Familienvater war; dass seine Liebe zu Frau und Kindern mit der Zeit nicht ab-, sondern zunahm, so ist nicht einzusehen, wie man ihn wegen dieser Nebenarbeiten als unmoralischen Schriftsteller brandmarken kann.

Es mag hier angemerkt werden, dass Wieland infolge lokaler Parteiungen und Zwistigkeiten erst 1764 definitiv wirklicher Kanzleidirektor wurde. Damit hatte er denn im Alter von 31 Jahren endlich die gewünsche feste Anstellung, die er so lange behalten konnte, wie er wollte. Und nun beschlossen Eltern und Freunde, ihm, der trotz eines Dutzends bis auf eine harmlose Liebschaften nicht zu einer Frau kommen zu können schien, zu eigener Häuslichkeit zu verhelfen. Man wählte für ihn Anna Dorothea von Hillenbrand aus einer Augsburger Kaufmannsfamilie; sie war nicht sonderlich geistreich, doch im allgemeinen gebildet und offenen Geistes, und sie bewährte sich für ihn als gerade die rechte Frau. In 20 Jahren entsprossen dieser Ehe 14 Kinder; 3 Söhne und 6 Töchter, die alle glücklich verheiratet wurden, überlebten die Eltern. (Eine der Töchter heiratete R e i n h o l d, der als Professor in Jena Kants Philosophie popularisierte; eine andre den Buchhändler G e s s n e r, einen Sohn des Dichters der s. Z. viel gelesenen und illustrierten „Idyllen".) —

In Biberach begann Wieland alsbald den Plan zum Agathon auszuarbeiten, welcher zuerst nur langsam vorrückte. Zwischendurch gab ihm die Lektüre des Don Quixote die Idee zum Don Sylvio, der mit dem Agathon abwechselnd gefördert worden sein muss, aber doch zuerst fertig wurde. Denn der Don Sylvio erschien 1765, der Agathon 1766—67. Der Fortschritt von jenem zu diesem war ein sehr grosser; denn während ersterer nicht mehr als ein schwacher Abklatsch seines Vorbildes ist und recht unbedeutend erscheint, wurde Wieland durch den Agathon der Vater des modernen deutschen Romans. So etwas war noch nicht dagewesen Franz Hirsch sagt darüber folgendes, das Urteil der berufensten zeitgenössischen Kritiker bestätigend: „Den folgenschwersten Schritt für seine literarische Zukunft unternahm Wieland, als er 1766—67 seinen Roman ‚Geschichte des Agathon' herausgab. Es war dies, wie Wieland sie gern bezeichnete, im vollsten Masse eine Seelengeschichte. Das Recht des Temperaments, des positiven Empfindens, gegenüber den tyrannischen Mächten des abstrakten Denkens, des bornierten Glaubens, der philiströsen Sitte war bisher noch niemals so energisch von einer

deutschen Dichtung betont worden wie in Wielands Agathon. Und dies alles in einer musterhaften, fein gegliederten Sprache, in jenem Idiom, das wir heutzutage ‚gutes Deutsch' nennen."

Der Roman, welcher in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, war einfach zu seiner Zeit ein unübertroffenes Muster und darum allein genug, Wielands literarischen Ruhm ein für allemal zu begründen. Er ist zugleich wesentlich Selbstschilderung, und daher das Studium desselben für eine genaue Kenntnis der Geistesentwicklung des Dichters neben seinen Jugendwerken und seinen Briefen absolut nötig, gerade wie für Goethe „Wahrheit und Dichtung". Wieland erscheint hier bereits als der Vorkämpfer der Aufklärungszeit, indem er, wie Hettner sagt, die engen Schranken der Klopstockschen Anschauungen und Empfindungen aufs entschiedenste durchbrach, sittlich sowohl wie dichterisch. Und er stellt sich damit, wenn auch nicht an Tiefe und Kraft, doch an Umfang der Wirkung neben Lessing. Dieses seines grossen Zeitgenossen Urteil dürfte hier mit Fug und Recht angezogen werden; es findet sich in seiner Hamburgischen Dramaturgie. Wieland hatte im Agathon den Shakespeare anerkennend denjenigen unter allen Dichtern seit Homer genannt, der die Menschen, vom König bis zum Bettler, und von Julius Caesar bis zum Falstaff, am besten gekannt und mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch gesehen habe. Lessing zitiert diese Stelle (Hbg. Drama, 69. Stück, 29. Dez. 1767, p. 346—7, Hempel), und fügt hinzu: „Ich habe sie mit Vergnügen aus einem Werke abgeschrieben, welches unstreitig unter die vortrefflichsten unseres Jahrhunderts gehört, aber für das deutsche Publikum noch viel zu früh geschrieben zu sein scheint. In Frankreich und England würde es das äusserste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf aller Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut! Unsere Grossen lernen vors erste an den *** kauen, und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiss schärfer, und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indes Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wohl einmal über den Agathon. Dieses ist das Werk, von welchem ich rede, und von welchem ich es lieber nicht an dem schicklichsten Orte, lieber hier als garnicht, sagen will, wie sehr ich es bewundere: da ich mit der äussersten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillschweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone sie davon sprechen. Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmacke. Roman? Wir wollen ihm diesen Titel nur geben, vielleicht, dass es einige Leser mehr dadurch bekommt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen ist ohnehin nichts gelegen." Ich schliesse hier gleich Lessings Gesamturteil über Wieland an, dessen Jugendarbeiten er, wie jedermann weiss, scharf genug kritisiert hatte; er sagt, Wieland sei ohne Widerrede einer der schönsten Geister, die Deutschland damals besass. Das ist deutlich und zweifelsohne!

Teilweise noch zur selben Zeit mit dem Agathon arbeitete Wieland die „Musarion" aus, die zu seinen vollendetsten Werken in poetischer Form gehört und seine Lebensanschauungen am deutlichsten ausspricht. Er soll sie in der Hauptsache schon 1766 fertig gestellt haben, veröffentlichte das kleine didaktische Epos aber erst 1768, nachdem der Agathon im Jahre vorher beendet worden war. Es kommen dann in rascher Folge 1769 und 70 „Idris und Zenide", „Der neue Amadis, 1. Hälfte", und „Die Grazien". Das letzte dieser Werke übersetzte ein Graf Bouflers ins Französische und las es in Wien den Damen vor; es soll ein nicht unwürdiges Seitenstück zur Musarion sein. Wer Wieland absolut nicht kennt, tut meiner Meinung nach gut, mit der kurzen und leicht gelesenen Musarion zu beginnen, um

unter dem hier gewonnenen Eindruck zu den Abderiten, 1. Hälfte, und dann zum Oberon fortzuschreiten; er wird es schwerlich bereuen. Erkannten schon Mauvillon und Unzer in ihrem „Kritischen Briefwechsel über den Wert einiger deutscher Dichter, 1771", die Musarion als meisterhaftes Lehrgedicht an, so geht Franz Hirsch, 1883, soweit, es die höchste Stufe Wielandscher Dichtung zu nennen; ich muss freilich sagen, dass mir die Abderiten und der Oberon im ganzen doch höher stehen. Wie Goethe darüber dachte, ersieht man aus einer Stelle im 7. Buch 2. Teils von Wahrheit und Dichtung, wo er sagt, dass von Wielands glänzenden Produktionen Musarion auf ihn, den jungen Studenten, am meisten wirkte; dass alles, was in Wielands Genie plastisch ist, sich hier aufs vollkommenste zeigt; und dass man selbst aus seinem Spotte erkennt, wie ihm die dem Gedicht zu Grunde liegende Idee immerfort zu schaffen macht.

Im Mai 1769 siedelte Wieland nach Erfurt über, um dort als Professor das seinige zur Hebung der Universität zu tun. Er ging eifrig ins Geschirr und wirkte anregend und humanisierend auf seine vielen Zuhörer, wie Heinse bezeugt; allerdings war er entsetzt über den rohen Ton unter den Studenten. Das Hauptwerk, welches er hier fertig stellte, war „Der goldene Spiegel der Könige von Scheschian", welcher 1772 erschien, also im selben Jahre, wo er nach Weimar zog. In diesem Buche legte er seine Ansichten über Regierung und Staatspolitik nieder, in der Form die arabischen Märchen der 1001 Nacht nachahmend. Es muss uns natürlich jetzt als veraltet und als weitschweifig erscheinen, war aber für die damalige Zeit von Bedeutung und Einfluss. Dass Wieland wirklich den Beruf dazu hatte, auf dem politischen Gebiet lehrhaft aufzutreten, zeigte er später auch in seinen Aufsätzen über die französische Revolution; und wie richtig er den logischen Verlauf der Dinge erkannte, bewies er durch den nachher, freilich auf andre Weise, in Erfüllung gegangenen Vorschlag, die französische Demokratie solle Bonaparte zum Diktator machen. Dies blieb Napoleon nicht verborgen, und er zeichnete 1808 den alten Dichter durch eine lange Audienz aus, der der unvermeidliche Orden alsbald nachfolgte. So viel ist gewiss, dass Wieland politisch schärfer und weiter sah als die meisten seiner deutschen Zeitgenossen, und dass er sich nicht scheute, ihnen allen Ernstes auch auf diesem Gebiete seine Meinung zu sagen, was denn die Extremen in beiden Lagern, dem aristokratischen wie dem demokratischen, zu seinen Feinden machte: jene, weil er sich gegen alles und jedes Kastenwesen erklärte, wie er denn auch gegen jegliche Hierarchie war; diese, weil er zeigte, wohin extreme Demokratie mit Notwendigkeit führt, nämlich zur Tyrannis resp. Diktatur.

Wichtiger und interessanter ist für uns, dass ihm Der goldene Spiegel die Berufung nach Weimar als Erzieher der Prinzen Karl August und Konstantin einbrachte, womit seine Wanderjahre, wenn ich die Zeit von 1752 bis 1772 so nennen darf, definitiv zu Ende sind. Er blieb in Weimar oder doch in der Nähe, denn Osmannsstädt, wo er 1798—1803 auf eigner Scholle sass, ist nicht weit davon; und lange, weite Reisen hat er nie Lust gehabt zu machen. Er besuchte Gleim in Halberstadt 1775; war im Winter 1777—78 in Mannheim und Frankfurt a. M.; sah seinen Verleger Göschen in Leipzig 1794; und ging im Jahre darauf noch einmal nach der Schweiz. Am liebsten war er am heimischen Herd im Schosse seiner ansehnlichen Familie. Ob sich, wie von einer Seite behauptet wird, der erst 15jährige Karl August ihn selbst zum Erzieher ausgebeten hat, oder die kluge Herzogin Amalie allein und aus eignem Antrieb diese Wahl traf, ist für uns belanglos.

(Schluss folgt.)